Deutsches Reich.

Berlin, 1. August. In hiesigen politischen Kreisen t eine neuerdings erschienene Broschüre des bekannten aligen Mitgliedes der preußischen Nationalversammlung olf Schramm, jetzt in Mailand lebend, Aufsehen, be unter dem Titel „Kirchenpolitische Verantwortlichkeiten" die kirchlichen Verwickelungen der Gegenwart beht. Der Verfasser veröffentlicht in derselben einen vor Jahren von Regierungsrath Bredt in Aachen gehaltenen trag gegen die Zulässigkeit der Ansiedelung des Ordens Schwestern vom heiligen Herzen Jesu in Preußen. Der fasser knüpft hieran eine geschichtliche Betrachtung über die bindung des preußischen Ministeriums mit dem Ultramonismus seit der Revolution von 1848, die erst in den Jahren 1871 und 1872 aufgegeben wurde. Jetzt sei die preußische ierung auf dieselben Grundsätze zurückgekommen, die Bredt als entwickelt und die rheinischen Bezirksregierungen auch ener Zeit gehandhabt hätten. Bredt malte am Schlusse er Ausführung ein umfassendes Zukunftsbild von der Gefährlichkeit des Ultramontanismus und mahnte die Regierung auf s Wege der Festigkeit zu verharren. Merkwürdiger Weise s er auf denselben Weg hin, den Minister Falk in seinem ch über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen been hat. Schramm selbst führt nun aus, wäre einer der hen Provinzialen Bredt oder Falk vor 30 Jahren preuher Cultusminister gewesen, und hätte die Rasse sich bis ute fortgesetzt, so würde dem Lande der heutige preußische affenkrieg und der Menschheit vielleicht auch die Gefahr und fenschande des Syllabus von 1864 und der Concilsbeschlüsse 1870 ganz oder auf lange erspart worden sein . . . . . te Falkschen Gesetze, vortrefflich wie sie an sich sind, verhgen die Katastrophe nicht mehr dauernd zu beschwören. jenigen Maßregeln aber, welche hierzu im Stande sein rden, liegen auf anderen Gebieten oder sind von der Art, s sie nur nach der Katastrophe mit Aussicht auf Erfolg vorschlagen werden können. . . . . Pius IX. und seine haaren stehen uns wie Attila auf den catalaunischen Feldern genüber, mit dem Unterschiede, daß Pius als größerer Barr an Achtung des Menschen- und Gottesgeistes in der eschichte unter dem Hunnen steht. Der Verfasser giebt als und an, daß der Ultramontanismus mit Hülfe der früheren inister in Preußen solche Ausdehnung gewinnen konnte, die orglosigkeit und Kleinmüthigkeit des protestantischen Volks, eil die protestantische Volksmehrheit sich nicht um die Kirchenolitik des Staates bekümmert und in dem Wahne sich eingeläfert hat, daß die bloße Thatsache des Vorhandenseins eines rotestantischen Regentenhauses und protestantischer Minister re Rechte sicher stelle. Jedenfalls sind diese Gedanken des lten Revolutionsmannes der Beachtung werth.

Das Wahnfriedhaus in Bayreuth.

Ein interessanter Brief des Wiener Operndirectors Jauner liegt ns in der Neuen Freien Presse vor. Er sagt u. A. in demselben: Wagner erging sich soeben im Garten, als ich sein Tusculum bekrat. Mit jugendlicher Frische eilt er mir entgegen, begrüßt mich uf's Herzlichste und mitten d'rin im Gespräch waren wir über die Künstler. Alle sind sie da, Alle sind mit Feuereifer bei der Sache, voll Vertrauen, voll Begeisterung für die nächstjährige Aufführung, und so steht denn wirklich dieses gigantische Riesenwerk für nächsten Sommer allen Anhängern Wagner's in sicherer Aussicht. Wagner führte mich im Garten umher; ein großer, ernster Granitblock, in einem kleinen Wäldchen versteckt, fiel mir auf. Erstaunt fragte ich, wozu wohl derselbe bestimmt sei? Ruhig antwortete Wagner: „Das unsere Gruft — da werde ich mit meiner Frau ausruhen — ja — hier gehe ich nicht mehr heraus, da bin und da bleib' ich." Einen eigenthümlichen Eindruck machte das auf mich; ehe ich Wagner's Haus betreten, war ich mit seiner Ruhestätte bekannt geworden! Nun gingen wir in sein Haus. Durch ein sehr kleines Vorhaus tritt man in eine große gewölbte Halle, magisch durch Oberlicht erleuchtet, von einer Gallerie im oberen Theile umgeben; inmitten dieser Halle ein großer Steinway-Concertflügel, an den Wänden herum Statuen aus Marmor von Zumbusch, die männlichen Gestalten der Wagner'schen Dichtungen: „Tannhäuser", „Lohengrin", „Holländer", „Siegfried", „Tristan", „Walther von der Vogelweide" — „Rienzi" fehlt — an oberen Ende der Halle die Büste von Wagner und dessen Frau, ebenfalls in Marmor, vom Bildhauer Kitz gemeißelt. Aus dieser Halle tritt man in ein großes weites Gemach, welches in einem halbrunden Vorbau und dann in einer Garten-Terrasse seinen Abschluß findet. Eine große Bibliothek umfängt den weiten Raum auf drei Seiten, ein Bechstein-Flügel verschwindet in einer Ecke, Bilder von Beethoven, Schiller, Goethe, Schopenhauer und dem König von Baiern zieren oberhalb die Wände; der Eindruck dieses Gemachs ist ein ganz origineller; Alles reich, üppig, glänzend, eine eigenthümliche „ordentliche Unordentlichkeit." Es wirkt Einem vor den Augen und doch umfaßt das Ganze eine gewisse vornehme Ruhe: dies ist Wagners Arbeitszimmer. Nach und nach kamen nun die zu den Proben hier anwesenden Künstler und Künstlerinnen. Wagner's Frau machte in liebenswürdigster Weise die Honneurs, nach allen Seiten hin anregend und fördernd wirkend. Von den Wienern waren Frau Materna, Scaria, Hans Richter anwesend, Betz und die beiden Schwestern Lehmann aus Berlin, Herr Gura aus Leipzig, Tenor Unger aus Mannheim, eine an Niemand erinnernde Erscheinung, Frl. Wekerlin aus Hannover, das Künstlerpaar Vogel und Herr Schlosser aus München und andere mehr, kurz, die ganze Nibelungen Trilogie wimmelte bunt durcheinander. Ensemble-Stücke aus „Rheingold" wurden probirt, von Herrn Rubinstein, in wahrhaft künstlerisch vollendeter Weise am Klavier begleitet. Es geht nicht an, im Fluge über das Gehörte aus „Rheingold" ein Urtheil zu fällen, wir werden Wagners neue Werke in Wien schon zu hören bekommen; das kann und darf ich aber sagen, daß ich von dem Eindruck erschüttert, bis in's Innerste ergriffen ward. In später Nachtstunde verließen wir Wagner's „Wahnfried" — es war einer der interessantesten Abende, die ich erlebt. Gewiß interessirt es auch, über das neue Wagner-Theater etwas zu erfahren, das ich mir in allen Räumen angesehen. Gegenwärtig besitzt das kleine bescheidene Städtchen Bayreuth drei Theater; jedes ist eigenthümlich in seiner Art. Das älteste ist das königl. Opernhaus, im Jahre 1748 vom Markgrafen Friedrich Christian im reichsten Rococostyl erbaut; man wähnt sich in die kleinen Theater nach Versailles, Trianon versetzt und glaubt, die zierlichen Schäferspiele müßten sogleich beginnen. Das zweite Theater ist in der sogenannten Eremitage, eine ½ Stunde von Bayreuth entfernt, ein in Felsen gehauenes Amphitheater, in welchem Voltaire gespielt haben soll. Das dritte endlich ist das neue Wagner-Theater. Durch die Wagnerstraße gelangt man in einer schattigen Allee in 20 Minuten auf eine Anhöhe, von Wiesen und Waldsaum umgeben; da liegt das Theater — ein Rohziegelbau — gleich dahinter ragt aus dem Walde der Siegesthurm zur Erinnerung an den französischen Feldzug hervor. Die Lage des Theaters ist reizend, das Aeußere des Hauses einfach und bereits fertig, im Innern wird scharf gearbeitet, die Bühne selbst ist von dem berühmten Maschinisten Brandt vortrefflich eingerichtet und beinahe schon vollendet. — Eine ganz neue Einrichtung hat Wagner mit dem Orchester, welchem er bekanntlich eine so dominirende Aufgabe in seinen Werken zutheilte, vorgenommen. Der Zuschauer sieht nämlich weder das Orchester noch den Dirigenten. Wagner will die Illusion des Zuschauers durch nichts gestört wissen, weder durch den dirigirenden Capellmeister, noch durch irgend einen Tubabläser und wenn derselbe sein Instrument auch noch so graziös behandelte. Freilich würde durch eine derartige neue Einrichtung so manche Dirigenten-Eitelkeit einen starken Stoß zu erleiden haben — aber diese Neuerung ist einzig in ihrer Art! Vom Zuschauer der ersten Sitzreihe aus liegt nämlich ein gewölbtes Proscenium (oder eine Art von massivem Schirm) circa drei Schuh hoch über dem ganzen Orchester hin ausgebreitet, so daß der Zuschauer in seiner Sehlinie gerade darüber hin nur auf die Bühne sehen kann; hinter diesem Proscenium steht das Capellmeisterpult hoch obenan, von diesem abwärts liegt nun terrassenförmig das Orchester ausgebreitet, dem Capellmeister zunächst die Violinen, dann die Harmonie, zu beiden Seiten die Contrabässe mit den Cellis, und ganz unten die stark besetzten Blech-Instrumente, diese befinden sich bereits unterhalb der Bühne. Die Orchester-Mitglieder können weder das Publikum noch die Bühne sehen, und von der Bühne aus sieht der darstellende Sänger den Capellmeister ganz und nur ein Drittheil des Orchesters. Dadurch wird nun ermöglicht, daß der Gesang unmöglich von dem Orchester übertönt wird, kurz, eine Einrichtung, die sicher von allen großen Bühnen, welche Wagner's Werke pflegen, ihre Nachahmung finden dürfte. Was nun den Zuschauerraum anbetrifft, so besteht derselbe nur in einem terrassenförmig aufwärtsfteigenden Parquet, für 12- bis 1400 Plätze eingerichtet — Gallerien sind nicht vorhanden — auch wird der Zuschauerraum sehr einfach gehalten sein, dagegen auf der Bühne die höchst mögliche Vollendung angestrebt werden. Wer je an der Verwirklichung dieses Riesenwerkes zweifelte — Jeder that es, ich auch — der komme hierher und er wird die Ueberzeugung gewinnen, daß wir vor einem großartigen Kunstereignisse stehen, welches im nächsten Jahre dem deutschen Volke, der deutschen Kunst erstehen wird.

Wissenschaft. Kunst und Litteratur.

— Nachdem der Venetianer Amerigo Vespucci nun Jahrhunderte lang als der Mann gegolten hat, von welchem Amerika seinen Namen herleitet, hat man jetzt entdeckt, daß der Name des Welttheiles einen ganz anderen Ursprung hat. In der zum centralamerikanischen Staate Nicaragua gehörigen Provinz Chontales befindet sich nämlich eine hohe Hügelreihe, welche bei den Eingeborenen seit undenkbaren Zeiten schon Americ, Ammerrique oder Amerique genannt wurde, und dieser Name soll dann nach der Entdeckung durch die Europäer auf den ganzen westlichen Continent ausgedehnt worden sein.

— Mr. Bronson Howard, der Autor des unter dem Titel „Meine erste Liebe" im Wallner-Theater in Vorbereitung befindlichen Stückes, ist aus Amerika in Berlin eingetroffen, um der ersten Aufführung seines Werkes beizuwohnen. Die letzten Proben werden somit im Beisein des Autors und des deutschen Bearbeiters stattfinden.

— In den mit drolligen Versen ausgestatteten eben erschienenen „Ritterschnurren vom Rhein" führt uns der Dichter Siegmey (mit seinem wahren Namen Siegbert Meyer) nach Rolandseck, zum Binger Mäuseturm, zur Loreley und wie die schönen Punkte alle heißen, die Gutknecht prächtig illustrirt hat.

— Friedrich Bodenstedt hat in eleganter Form eine Sammlung fesselnder Abhandlungen über die psychologische und poetische Gestaltung weiblicher Charactere in den Dramen Shakespeare's, des großen englischen Dichters, veröffentlicht.

— Manzoni's Roman „Die Verlobten" (I Promessi Sposi), von welchem man in Deutschland allein 17 verschiedene gedruckte Uebersetzungen hat, ist in seinem Originaltext bis jetzt in 118 Ausgaben erschienen, u. A. in Mailand allein in 37, in Paris in 20, in Florenz in 18, in Neapel in 11 Ausgaben, ferner in London, Brüssel, Rom, Wien ꝛc. Während zur Zeit eine Uebersetzung dieses Romans in armenischer Sprache sich im Druck befindet, kennt man bereits in Frankreich 19, England 10, Spanien 3 und je eine Uebertragung in der betr. Landessprache in Ungarn, Griechenland, Holland und Rußland.

Vermischtes.

— [Nachklänge der Piltz-Affaire.] Die Direction der Halle-Sorau-Gubener Eisenbahngesellschaft hat bekanntlich gegen die berliner Bank Henkel-Lange einen Proceß wegen Zahlung von 90,000 Thalern angestrengt, einer Summe, die den Werthe der von der Klägerin der Verklagten übergebenen Actien im Nominalwerthe von 100,000 Thalern entspricht. Dies Geld hat s. Z. der entflohene Rendant Piltz abgehoben und unterschlagen. Die klägerische Direction, vertreten durch den Reichstagsabgeordneten Rechtsanwalt Wölffel in Merseburg, bestreitet alle Behauptungen der verklagten Gesellschaft, darunter sogar die, daß dem Rendanten Piltz von der Henkel'schen

Ein Streifzug auf culturgeschichtlichem Gebiete.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Regenschirm — um uns zu Bedürfnissen anderer Gattungen zu wenden — ist aus dem Orient zuerst nach Italien eingeführt worden, und zwar geschieht seiner bereits im 15. Jahrhundert Erwähnung. Nach morgenländischer Sitte wurde er von einem Diener hinter dem Vornehmen hergetragen. Ebenso wie die Sonnenschirme fertigte man auch die Regenschirme anfangs aus Wachstuch. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bediente sich ihrer das schöne Geschlecht in Frankreich, Deutschland und England, während die Männer sich bei Regenwetter in Sänften tragen ließen. Uebrigens gewährte die damalige Bauart der Häuser mit ihren weit vorspringenden Dächern den Fußgängern genügenden Schutz gegen den Regen. Lange Jahre betrachtete die Männerwelt den Gebrauch des Regenschirmes als ein ausschließliches Vorrecht des zarten Geschlechtes. Jonas Honway, ein vielgereister Kaufmann, war der erste Engländer, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Muth hatte, gegen die herrschende Meinung in London sich mit einem Regenschirm zu zeigen. Das Hohngelächter der Straßenbuben begleitete ihn auf diesem ersten Weg. Als jedoch der Schotte Macdonald, der sich 1778 einen schönen seidenen Regenschirm aus Spanien mitgebracht hatte, etwa drei Monate sich geduldig dem Gelächter preisgegeben hatte, wurden die Regenschirme allmählich Mode. In Deutschland kamen sie zuerst nach 1730 auf. In den kleinen Städten und auf dem Lande war er aber noch lange Zeit nachher ein seltener Luxusartikel. Später wurde es Sitte, für die Familie einen einzigen umfangreichen Regenschirm anzuschaffen. Noch heute sieht man hier und da solche altehrwürdige Familienerbstücke.

Was die Tischtücher und Servietten betrifft, ohne die heutzutage kein halbwegs Gebildet sich mehr zu Tische setzt, so kamen sie zur Zeit Kaiser Karls V. zuerst in Aufnahme. In früheren Zeiten dienten einfach Thierfelle als Unterlage der Schüsseln und Teller, und nur die Tafeln der höchsten Standespersonen, wie der Fürsten und Könige, konnten Tischtücher von Leinwand oder Damast aufweisen. Wie hoch übrigens das Tischtuch anfänglich geschätzt wurde, dürfte wohl aus der geschichtlichen Thatsache abzunehmen sein, daß vor dem Platze eines Ritters, auf dessen Ehre ein Makel haftete, der Herold berechtigt war, das Tischtuch entzwei zu schneiden, wie ihm denn auch Teller und Brod umgekehrt vorgesetzt wurden.

Das Vorschneiden und Vorlegen bei Tafel galt für ein besonderes Ehrenamt. Die Könige und Fürsten hielten sich hierzu einen besonderen Hofbeamten, Truchseß (lateinisch dapifer) genannt, der erste kommt am Hofe Kaiser Otto I. vor. In Frankreich nannte man diesen Beamten Seneschall, in England High Steward. Später wurde das zu den Erzämtern gehörige Erz-Truchseßamt in der Rheinpfalz erblich und kam im Jahre 1714 an Baiern. Auf der Mitte der Tafel stand regelmäßig das Salzfaß, und um dasselbe waren Brode in verschiedener Laibform gelegt. Bevor man sich aber zum Essen niedersetzte und manchmal auch wiederholt während desselben wurde Wasser zum Händewaschen herumgereicht. Ueberdies war es Brauch, die Tafel mit Blumen zu bestreuen und namentlich Gewinde von Rosen über dem Speisetisch aufzuhängen. Im Mittelalter wurden täglich zwei Hauptmahlzeiten gehalten, das Frühmahl und das Spätmahl; das erstere nannte man auch „Imbiß". Nach diesen zwei Hauptmahlzeiten richtete sich die Zeiteintheilung. Die Stunden vom Abendessen bis zur Frühmesse umfaßten die Nacht, die zwischen Frühstück und Nachtessen den Tag; während dieser den Geschäften, der Jagd, den Waffenübungen der Männer, den Haus- und Handarbeiten der Frauen gewidmet war, verwandte man die Nachtzeit theils zum Schlaf, theils zu Musik und Lectüre, Plauderei und Zechgelage, Würfel und Schachspiel, Tanzvergnügen ꝛc. Vor dem Schlafengehen und oft auch im Bette selbst nahm man den Schlaftrunk, bestehend aus Wein und Obst.

Die Sitte, bei Tafel Gesundheiten auszubringen und auf das Wohl eines Anderen das Glas zu leeren (Toast), ist ein sehr alter, von den Römern zu uns gekommener Gebrauch. Die ersten Christen führten ihn als eine Art Weihetrunk für die Märtyrer und andere Abgeschiedene ihres Glaubens ein. Einer anderen Nachricht zufolge war der Toast ursprünglich rein materieller Natur und hatte mit Empfindungen nichts gemein. Er war, wie man berichtet, nichts weiter als ein Stück Zwieback, welches in jeder Bowle Punsch schwamm. Da die Engländer bei jedem Trinksprüche dergleichen Brod- und Zwiebackstücke in den Wein zu tauchen und abzubeißen pflegten, so scheint mit der Zeit der Name Toast (das bedeutet eben gerösteres Brod) die gemeinübliche Bezeichnung für Trinksprüch geworden zu sein.

Trinkgefäße und Trinkgeschirre gab es ebenfalls schon im hohen Alterthum, und zwar in den verschiedensten Formen. Die ältesten Völker, wie auch unsere Vorfahren, die alten kämmigen Germanen bedienten sich der von der Natur gedotenen, der Hörner der wilden Stiere und Auerochsen, und verzierten diese später auf's Mannigfaltigste. So gaben ihnen zuerst die nordischen Völker metallene Füße, wodurch sich die Umgestaltung zum Pokal erklärt. Anfänglich behielt man die Hörnerform auch dann noch bei, als man die Gefäße aus gebranntem Thon, Glas, Metall ꝛc. herstellte. Erst später ging man zur eigentlichen Bechterform über. Die alten Griechen fertigten ihre Becher meist aus Thon in verschiedenartigen Formen; die prachtliebenden Römer bildeten diese Formen weiter aus, und so entstanden die poculа (Becher). Im Mittelalter war die Darstellung der Trinkgefäße aus edlen Metallen mit ihren reichen Ornamenten und ihrer Ausschmückung in Edelsteinen ein Hauptgeschäftszweig. Nach Erfindung des Glases, welches zwar sehr alt sein soll und den Phöniziern zugeschrieben wird, aber in Deutschland erst im 13. Jahrhundert allgemein in Aufnahme kam, wurde diese Masse vorwiegend zur Anfertigung der Trinkgeschirre benutzt. Der steigende Luxus im Mittelalter führte die Sitte ein, den Vorrath eines wohlhabenden Hauses an Kannen, Pokalen und kostbaren Gefäßen aller Art auf einem staffelförmigen Gestelle, der sogenannten „Tressur" zur Schau zu stellen, eine Einrichtung, die in neuerer Zeit wieder Aufnahme gefunden hat in Gestalt der Buffets.

Einmal im Haushalt Umschau haltend, müssen wir noch eines Gegenstandes gedenken, der klein und unscheinbar und doch von hoher Wichtigkeit für die Vervollkommnung unseres täglichen Comforts, ja ein mächtiger Culturträger geworden ist. Die Nadel, von der man glauben sollte, das erste Weib habe sie erfunden, stammt aus dem 14. Jahrhundert. Als die Heimath derselben gilt Deutschland, und zwar ist es die Stadt Nürnberg, wo zuerst im Jahre 1370 Nadelmacher vorkommen. Von hier aus lernten Franzosen und Engländer die Verfertigung der Näh- und Stecknadeln; bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bezogen letztere ihren Bedarf theils aus Deutschland, theils aus Spanien. Erst um das Jahr 1410 begannen die Nadeln die Dornstacheln zu verdrängen, deren sich arme Leute zum Befestigen ihrer Gewänder bedienten und die silbernen und goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichem Zwecke anwandten. Erfinder der Stahl-Nadeln war ein Drahtzieher in Paris, Tourangeau mit Namen, der, von der Begierde gestachelt, schnell reich zu werden, Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommnen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfänglich die Nadeln zu seltenen und kostbaren Dingen und ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man sonst nur auf fürstlichen Toilettentischen begegnete. So figurirte eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, welche die Frau von Beaujeu, Tochter Ludwig IX. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld" weist schon darauf hin, wie einst dieser heute so geringfügige Gegenstand eine besondere, und stets mit hohen Zahlen angesetzte Rubrik in der Summe der einer Frau ausgesetzten Gelder bildete. In mitteldeutschen Gedichten wird uns übrigens manche hübsche Scene vorgeführt, wo Fürstinnen mit eigener Hand schneidern und nähen, was heute kaum mehr vorkommen dürfte. — In England blieb die Nadel bis zur Regierung Heinrichs VIII. unbekannt. Zu dieser Zeit brachte sie die schöne und später so unglückliche Anna Boleyn mit aus Frankreich und ohne Zweifel ist das noch heute im Volke verbreitete Vorurtheil, es bringe Unglück, Jemandem eine Nadel zu schenken, denn dieselbe „steche die Liebe ab", auf jene bejammernswerthe Fürstin zurückzuführen. Gegenwärtig ist die Industrie in Bezug auf die Fabrikation der Nadel ungemein vorgeschritten. So z. B. fertigt eine neue Stecknadel-Maschine in Hardford, Conn. in einem Tage (zehn Stunden) 80—90 Millionen Stecknadeln, mithin jede Minute 144,000 und jede Secunde 2400.

Mit Nadelstichen können wir aber schicklicher Weise unsere kleine Skizze doch nicht abschließen, lieber wollen wir „mit Glanz abfahren", und darum werfen wir zuguterletzt noch einen Blick auf die Geschichte des Kutschwagens! Der erste Wagen mit Glasfenstern kommt im Jahre 1631 vor, wo die Infantin von Spanien, Maria, die Gemahlin des nachmaligen Kaisers Ferdinand III. in Kärnthen, in einem „gläsernen Wagen ankam, darinnen nicht mehr denn zwo Personen Platz hatten." Auch bezüglich des Preises einer solchen Kutsche in jener Zeit fehlt es nicht an Notizen. So wissen wir z. B., daß der Brautwagen der ersten Gemahlin des Kaisers Leopold, einer spanischen Prinzessin, einschließlich des Pferdegeschirrs 38,000 fl. kostete. Ein alter Biograph Kaiser Leopold's erzählt: „In den kaiserlichen Kutschen war keine Pracht zu sehen gewesen, sie waren über und über mit rothem Juchtenleder und schwarzen Zwecken beschlagen. Die Geschirre waren schwarz und an dem ganzen Werke kein Gold. Die Scheiben sind krystallinen und deswegen werden sie die kaiserlichen Krystallinenwägen genannt. Wann es ein Festtag, war das Pferdegeschirr mit rothen seidenen Franzen besetzt. Die kaiserlichen Kutschen hatten hierinnen auch etwas besonderes, daß die Zugstränge von Leder waren, dahingegen alle Kutschen, worinnen in der kaiserlichen Suite die Hofdamen fuhren, nur mit Stricken fürlieb nehmen mußten."

Daß das neumodische Vergnügen in damaliger Zeit nicht sehr wohlfeil gewesen sein mag, läßt sich denken, und man sollte daher

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18750804025/fragment/page=0001

Bank 90,000 Thaler, oder überhaupt Gelder gezahlt worden. Es ist also sehr möglich, daß eine lange Beweisaufnahme der stadtgerichtlichen Entscheidung vorausgehen wird.

— [Ein Sproß edler Ahnen.] Der Abkömmling eines alten und berühmten Pferdegeschlechtes, dessen Pferde-Adel in das Dunkel arabischer Sage zurückreicht, ist vor Kurzem zu Graveport im Staate Ohio gestorben. „Cruiser" war der Name des edeln Rosses. Cruiser wurde in den Ställen Lord Dorchester's aufgezogen, spielte jedoch keine große Rolle auf dem britischen Turf, verschaffte sich aber eine andere Art von Berühmtheit durch sein unbändiges, heimtückisches und bissiges Temperament. Er schien von mindestens einem Dutzend Teufel besessen zu sein. Seiner Bösigkeit wegen mußte ihm das Futter durch eine Röhre gereicht werden, und im Ausschlagen hatte er es zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß er mit seinen Hufen ein Brett, das 14' über dem Boden des Stalles angebracht war, zerschmetterte. Endlich fand er seinen Meister in dem amerikanischen Rossehändler Marry. Dieser brauchte gewöhnlich nur 10 Minuten zum Bändigen der wildesten Rosse mit Cruiser wurde er aber erst nach drei Stunden fertig, doch war die Bekehrung dafür um so gründlicher. Marry kaufte den Hengst, nahm ihn mit nach Amerika und verwendete ihn als Zuchthengst. Achtzehn Jahre lebte Cruiser in der neuen amerikanischen Heimath, er wurde so alt und schwach, daß er kein Heu mehr beißen konnte und daß man ihm besonders weiches Futter beschaffen mußte. Nun ist er im 33. Lebensjahre, „betlagt von Allen, die ihn kannten", auf seinem Landsitz in Ohio dahingegangen.

— [Ein arretirtes Wunder.] Man schreibt von der Saar, 22. Juli: Vor einiger Zeit ist auch in der Saargegend eine Louise Lateau aufgestanden. In dem Dorfe Eppelborn begann nämlich vor Kurzem eine schon ziemlich bejahrte Dame plötzlich „inspirirt" zu sein und des Freitags Blut zu schwitzen, zur großen Freude der „Gläubigen". In hellen Haufen strömten sie zu der „Gnadenstätte", um sich Raths zu holen für ihr Seelenheil oder sich nach dem Schicksal ihrer verstorbenen Angehörigen zu erkundigen; sie brachten Kinder zum Handauflegen, knieten nieder und ließen sich, Männer wie Weiber, den Segen geben, zahlten auch Geld dafür. Die Comödie hat jedoch gar nicht lange gedauert; eines schönen Tages wurde folgende Bekanntmachung neben der Kirche angeschlagen:

Pfarrgenossen! Um weiterem geistigen und leiblichen Schaden vorzubeugen, bitte ich euch — durch meine amtliche Stellung hierzu verpflichtet — dringend und mit an mir gewohnter offener Sprache: Glaubt nicht an — alte Weiber, selbst dann nicht, wenn sie angeblich Freitags Blut schwitzen und in Entzücken gerathen, 1000, selbst 3000 Thaler haben und in Palästen wohnen könnten. Alles das ist crasser Aberglaube und Wahnsinn, der ins Narrenhaus führt vor einem solchen alten Weibe aber gar niederzuknien und sich den heiligen Segen geben zu lassen, ist Schändung der Menschenwürde und Gotteslästerung; mögen solche alte Weiber von gewisser Seite auch noch so sehr in Schutz genommen werden.

Eppelborn, den 29. Juni 1875.

Der Bürgermeister (gez.): Schwan."

Die alte Dame wurde übrigens bald verhaftet und die Wallfahrt hatte damit ihr Ende.

— [Eine gebadene Bibel] befindet sich als heilig gehaltenes Familienreliquie im Besitz eines Farmers in Lucas County im Staat Ohio, Namens Scheibold, eines geborenen Böhmen, dessen Großmutter diese Bibel mit Teig umhüllt und in den Backofen geschoben hatte, um selbe vor der seiner Zeit in Böhmen von der Regierung verfügten Bibel-Verbrennung zu schützen.

— [Einen Thaler für einen Kohlkopf.] In diesen Tagen hatte eine Frau in Berlin Wirsingkohl auf dem Markte gekauft. Bei der Zubereitung beließ sie das Herz des Kohlkopfes ganz. Als sie nun dieses als besondere Delicatesse selbst verspeisen wollte, biß sie auf einen harten Gegenstand, der, obgleich schwarz, sich bald als ein harter preußischer Thaler entpuppte.

— [Wie ein Arzt lästige Patienten los wird.] Doctor Ricord, einer der bedeutendsten pariser Aerzte, wurde eines Nachmittags, als er über die Boulevards ging, von einem alten, an schlechten Säften leidenden Herrn angeredet, welcher nicht weniger wegen seines Reichthums als wegen seines Geizes bekannt war. Derselbe versuchte es, dieses Zusammentreffen zu benutzen, um den Doctor gratis zu consultiren. „Wo leiden Sie denn hauptsächlich?" fragte der Aesculap. — „Besonders am Magen." — „Ah, ah, lassen Sie doch einmal sehen; machen Sie die Augen zu!" — Harpagon that, wie ihm geheißen wurde. „Zeigen Sie auch Ihre Zunge!" — Harpagon streckte die Zunge heraus. So, nun verhalten Sie sich ganz ruhig, damit ich eingehend untersuchen kann!" — Als der Geizhals eine Viertelstunde nachher die Augen wieder öffnete, sah er sich von einem Schwarm von Gaffern umringt, welche sich über den geöffneten Schlund und die herausgestreckte Zunge amüsirten und den alten Herrn für verrückt hielten. Doctor Ricord aber war längst verschwunden!

— [Hilfsbaus für das weibliche Geschlecht.] Frau v. Scheel hat in Berlin ein „Deutsches Hilfsbaus für das gebildete weibliche Geschlecht" gestiftet, um demselben billig Kost, Wohnung und Gelegenheit zum anständigen Erwerb zu verschaffen. Dasselbe soll am 1. October am Anhalter Bahnhofe Märkerstraße 131 eröffnet werden. Es werden nach und nach verschiedene Curse für Kochkunst, Schneiderei u. s. w. eingerichtet werden. Die Damen erhalten im Hilfshause je nach Wunsch leere oder möblirte Zimmer für 15—30 Reichsmark pro Monat, Bedienung für 3 Reichsmark pro Monat und Mittagessen für 60 Pf. pro Tag.

— [Eine eigenthümliche Trauung] fand kürzlich in einer Kirche in Bath (England) statt. Der Bräutigam zählte 75 Jahre und die Braut 73. Die Brautjungfer und der Brautführer waren Personen von über 80 Jahren.

— [Alles hat ein Ende, nur der Beecher-Scandal nicht.] „Our mutual friend", der edle Moulton hat an den Districtsanwalt Britton eine längere Epistel erlassen, in welcher er seine Willfährigkeit erklärt, sich wegen Ehrenkränkung Henry Ward Beecher's processiren zu lassen. Der verständige Anwalt sagte ihm darauf rund heraus, daß, wenn er alle mit dem Scandal zusammenhängenden Fälle gerichtlich verfolgen wolle, ein halbes Jahrhundert dazu nicht ausreichen würde. Es scheint uns dies der einzige wirklich vernünftige Ausspruch in dem langen Bandwurmproceß zu sein.

— [Ein chinesisches Begräbniß in San Francisco.] Eine wohlbekannte alte Chinesin, die ein Haus mit einem Dutzend mongolischer Damen hielt, war plötzlich gestorben. Diese letzteren Mädchen mit anderen von ähnlichen Etablissements beschlossen, eine echt chinesische Leichenfeier vorzunehmen. Inmitten der Straße wurde ein langer Tisch aufgestellt, auf dem Fluf große gebratene Schweine lagen, mit vielen Schüsseln voll Reis, Kuchen, Zuckerwerk ꝛc. was Alles der besonderen mongolischen Gottheit geweiht war, die über die Seelen verstorbener Chinesen und Chinesinnen disponirt. Um den Tisch waren große Matten ausgebreitet, auf welchen fünfzig „himmlische Mädchen" in weißen Kleidern knieten und sich in wunderlichen Weise hin und her bewegten. Ein altes Weib war damit beschäftigt, angebrannte Schwammstückchen unter die Mädchen zu vertheilen, die diese dann in eine auf dem Tische liegende irdene Schüssel warfen. Ein chinesischer Priester sang den ganzen Morgen und einen Theil des Nachmittags eine alte chinesische Hymne, wozu er sich auf zwei Cymbalen begleitete. An einem Ende des Tisches stand der Sarg mit rothem Papier beklebt und mit Blumen bestreut. Er war von zwei Chinesen bewacht, welche sich mit ihren Ellbogen auf den Sarg lehnten, Tabak rauchten und fröhlich plauderten. Erst nach vierundzwanzig Stunden wurde die Leiche auf einem Wagen nach dem chinesischen Begräbnißgrund geführt und beerdigt.

— [Seltsame Herzenslaune.] Ein Mann in Iowa ließ sich von seiner Gattin scheiden und nahm sie dann als Köchin in seine Dienste. Seit dieser Zeit erhielt sie mehr neue Kleider und viel mehr Nadelgeld, als sie jemals — als Frau erhalten hatte.

— [Der nordamerikanische General Sherman] erzählt in seinem Memoiren folgenden Fall von der Disciplinlosigkeit seiner Offiziere. Einer derselben erklärte Sherman ganz kaltblütig vor einer Truppe seiner Leute, daß sein Viertelsjahr nun um sei und er seine Geschäfte damit lange genug vernachlässigt habe. Sherman beorderte ihn auf seinen Posten zurück und drohte, ihn wie einen Hund niederschießen zu lassen, wenn er sich eigenmächtig auf und davon mache. Diese Drohung hatte den gewünschten Erfolg. Am selben Tage besichtigte Präsident Lincoln die Sherman'sche Brigade. Jener Offizier drängte sich an den Wagen heran und begann: „Herr Präsident, ich habe Klage zu führen. Ich sprach heute Morgen mit Oberst Sherman und er drohte, mich erschießen zu lassen." — Lincoln erwiderte: „Sie erschießen zu lassen?" — „Ja Sir, er bedrohte mich damit." Lincoln blickte uns Beide wechselweise an und sagte dann mit schauspielerisch gedämpfter, aber doch im Umkreise von zwanzig Schritten hörbarer Stimme: „That er das? Dann würde ich ihm an Ihrer Stelle nicht trauen: er ist fähig es auszuführen." Unter dem Gelächter der Umstehenden verschwand der Klageführende.

— [Stephan der Sprachreiniger.] Der deutsche General-Postdirector Stephan geht bekanntlich mit seinen Sprachreinigungs-Bestrebungen so weit, daß er bisher mehr für die Wöltblätter als für die Praxis gearbeitet. Auf nicht weniger als zwölf großen Quartseiten des Amtsblattes der „Deutschen Reichspost-Verwaltung" ist ein Verzeichniß der Ausdrücke zusammengestellt, welche im postdienstlichen Verkehr anstatt der bisher gebräuchlichen Fremdwörter anzuwenden sind. So soll fortan im deutschen Postgebiet für Chaussee-Barriere „Wege-Geld-Hebestelle", für Bureaudiener „Postschaffner im innern Dienste" gesagt werden. Der „Candidat" ist verpönt, dafür soll der „zur Prüfung Zugelassene" eingeführt werden; hingegen bleibt, wie ausdrücklich in einer Anmerkung gesagt ist, der reizende „Cocenfor." „Charakter" schickt sich für einen rechtschaffenen deutschen Postbeamten nicht, fortan heiße es „Wesen, Amtsname, Eigenschaft, Amtsbezeichnung." Das schlichte Wort „Botenlohn" wird in das schwerfällige „Eil-Bestellgeld" umgewandelt, und der Kürze halber wird aus „copiren" gemacht: „in das Abschriftsbuch übertragen." „Credit" einfach mit Forderung übersetzen ist zum mindesten sehr gewagt und deckt den Begriff durchaus nicht. Gar anmuthig klingt das Wort „enkartenen"; nicht minder schön lautet „Hinterziehung" für Defraudation. Am reizendsten jedoch nimmt sich „Doppel" aus anstatt Duplicat. In Grimm dürfte man vergebens nach dem deutschen Doppel suchen. Hat man je vordem in deutschen Landen von „Enkartiren" gehört, das nunmehr zu „Einkarten" werden soll? Gegen den ohnehin in dieser schlechten Zeit genug geplagten „Fabrikanten" wüthet Herr Stephan mitleidlos; er will ihn ganz aus Deutschland ausrotten, um ihn in einen „Hersteller" umzubilden; aber das „Formiren" soll ebenfalls mit „herstellen" verdeutscht werden. Für Franco-Defect „Franco-Fehlerbetrag" zu sagen, geziemt fortan jedwedem reichstreuen Mann; wer's anders thut, ist ein Reichsfeind. Aber im friedlichsten aller Staats-Institute von „Ueberfaldeckeln" zu reden, das geht doch wirklich über den Spaß. In der bisherigen Umgangssprache behalf man sich mit „Futteraldeckel"! Für Emaille-Briefmobell soll nach dem neuesten Ukas „Briefbild in Schmelzfarben" allein zu schreiben sein. Eine Prämie für den, der weiß, was ein „Leitbehelf" ist! Nun, Herr Stephan sagt, daß dies das „Speditions-Material" sei. Was aber ist wohl ein „Leer-Strich"? Antwort nach Stephan „Bacat-Strich!"

---

meinen, es müsse schon aus ökonomischen Gründen auf die Höfe der Kaiser, Könige und Fürsten beschränkt geblieben sein. Allein in Modesachen ist diese logische Folgerung nie stichhaltig gewesen. Auch damals nicht. Das Corpus juris feudalis Germaniei von Johann Christian Lünig (Leipzig, 1727) bewahrt uns unter Anderem eine Verordnung des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1588 auf, woraus wir ersehen, daß dieser Luxus bereits unter dem ganzen Adel seine Verehrer gefunden.

Aehnliche Verbote wurden übrigens auch in anderen deutschen Ländern erlassen; jedoch überall ohne nachhaltigen Erfolg. Die neue Mode gefiel und ließ sich durch keine landesherrlichen Maßregeln ausrotten.

Später als in Deutschland fand die Neuerung in Frankreich Eingang. In der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts begegnen wir auch in England zuerst einem der Kutsche ähnlichen Fuhrwerke bei Gelegenheit der Flucht Richards II vor den Aufständischen. Um das Jahr 1580 sollen durch einen Deutschen, Fitz-Allen, Grafen von Arundel, die ersten Kutschen in England eingeführt worden sein. Schließlich verbreitete sich die neue Erfindung, so daß die Erbauer darin wetteiferten, das neumodische Fuhrwerk immer wohlfeiler herzustellen und die Folge davon war, daß sein Gebrauch sich allmählich auch auf die bürgerlichen Classen der Gesellschaft ausdehnte. Dies muß namentlich in Frankreich sehr rasch erfolgt sein. Denn bereits um das Jahr 1650 finden wir schon in Paris die ersten Droschken-Institute, die noch heute in allen größeren Städten Europa's einen wichtigen Theil des Verkehrswesens bilden. Den ersten Miethwagen hielt ein Pariser Bürger, Namens Nikolaus Sauvage, der in der Straße St. Martin ein Haus bewohnte, über dessen Thür ein Bild des heiligen Fiacre angebracht war. Man nannte darnach das Haus Hotel de Fiacre, und aus dieser einfachen Thatsache schreibt sich die Entstehung der noch heute gebräuchlichen, sonst unerklärlichen Benennung „Fiacre" her. Monsieur Sauvage muß übrigens sehr gute Geschäfte gemacht haben. Wenigstens fand er schnell zahlreiche Nachahmer. So bildete sich nach und nach ein förmlicher Geschäftszweig daraus, daß Besitzer von Kutschwagen auf bestimmten öffentlichen Plätzen der Stadt hielten und innerhalb derselben den Transport von Personen besorgten.

Von der französischen Hauptstadt aus ging nun diese nicht unwesentliche Erweiterung der Verkehrsmittel auf andere große Städte über. London erhielt schon 1665 ein gleiches Institut, bestehend aus zwanzig Miethkutschen, die sich von Jahr zu Jahr mehrten und nach fünfzig Jahren bereits auf 700 angewachsen waren. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Madrid allein 5000, in Wien 4000 herrschaftliche und Miethkutschen.

Was übrigens, um dies zum Schlusse noch kurz zu berühren, die Bezeichnung „Kutsche" anlangt, so hat ein ungarischer Gelehrter nachzuweisen versucht, daß dieselbe seiner Muttersprache entstamme, indem aus dem Dorfe Kotsee (jetzt Kisee) die ersten derartigen Fuhrwerke gekommen seien. Für diese Behauptung spricht allerdings die Thatsache, daß im 16. Jahrhundert eine Gattung bedeckter Geschirre unter dem Namen ungarische Wagen beliebt waren, und daß man auch in Deutschland anfänglich nicht Kutsche, sondern Gutsche sagte. Doch ist ein Beweis damit noch nicht geliefert.

Haus- und Landwirthschaft.

— [Eine neue Waschmaschine.] Bekanntlich ist es noch mit keiner der bisher construirten Waschmaschinen gelungen, ihre Aufgabe auch nur annähernd in ähnlicher Weise zu lösen wie die andern haus- und landwirthschaftlichen Verrichtungen z. B. durch die Näh- und Dreschmaschinen erfüllt worden sind. Eine neue von Bohlken construirte und zu Varel fabricirte Waschmaschine beruht auf einem ganz anderen Principe als alle bisher bekannt gewordenen Systeme von Waschmaschinen. Während bei dem einen Systeme die Wäsche nur gepützt, aber nicht rein gewaschen, bei einem anderen Systeme gerieben, eventuell gebürstet und in hohem Grade ruinirt wird, ist in Bohlken's Patentwaschmaschine der Vorgang folgender: In einem Waschfasse befindet sich lose ein schwerer Klotzkörper, der sogenannte Wäscher; um diesen herum wird die gehörig vorbereitete (eingeseifte geweichte und gekochte) Wäsche herumgelegt. Nachdem noch recht heißes Seifenwasser aufgegossen ist, wird der Deckel geschlossen und das Waschfaß umgelegt. Der Wäscher kommt nun auf die Wäsche zu liegen; wird das Waschfaß nun umgedreht, so kollert der Wäscher in dem Waschfasse, respective auf der Wäsche herum, drückt diese aus und knetet sie durch; es geht in dem Waschfasse also recht das vor sich, was die Waschfrau zwischen den Ballen der Hände thun sollte.

— In Schwerin wird jetzt eine Fischbrüt- und -Zuchtanstalt gebaut, zu dem Zwecke, die schönen Gewässer Mecklenburgs mit edlen Fischarten zu besetzen. Mehrjährige Versuche haben erwiesen, daß sich hierzu besonders eignen: die Seeforelle, die Bachforelle, der Salbling, der Bastard: Lachs weiblich, Bachforelle männlich, und die Felchen. Die neu zu gründende Anstalt wird sich ferner bemühen, dem zunehmenden Mangel an Krebsen durch eigen Aufzucht zu begegnen und dieses nützliche, schmackhafte und wertvolle Schalthier wieder in großen Massen abzusetzen.

Handels-, Verkehrs- und Börsen-Nachrichten.

Concurs-Eröffnungen über das Vermögen 1) des Schlossermstr. Heinrich Lüdicke in Brandenburg a/S. Gem. Concurs. Abgel. Verfahren. Zahlungseinst. 19. Juli. Einstw. Verw. Auctionscommissar Schlemann, Wollenweberstr. 22. 1. Termin 29. Juli. Anmeldungen bis 16. August. — 2) der Papierfabrikanten Carl Wilhelm Schmidt und Christian Wilhelm Feldner in Peitz bei Cottbus. Abgl. Verf. Zahlungseinst. 29. Juli. Einstw. Verwalter: Kaufm. Luckner in Peitz. 1. Termin. 5. August. Anmeldungen bis 26. August. — 3) des Kirschnermeister G. Arning in Potsdam, Hohenwegstr. 9. Gem. Concurs. Zahlungseinstr. 17. Juli. Einstweiliger Verw. Kaufm. Albert Conradi, Waisenstr. 53. 1. Termin 24. Juli. Anmeldungen bis 31. August. — 4) Ueber das Vermögen des Hutfabr. Eugen Bassel (Fa. S. Bassel & Comp.) in Berlin, Prinzen-Alle 84. Zahlungseinst. 16. März. Einstw. Verw. Kaufm. Gedel, Besselstr. 20. 1. Termin 3. August. Anmeldungen bis 11. September Event. Accordtermin 4. October. 2. Frist bis 20. Novbr. — Der Concurs 1) des Kaufm. Peiser Jaglich in Berlin, Oranienstr. 143 ist durch Schlußvertheilung beendet. — 2) des Kaufm. Wilhelm Coper in Berlin, ist durch Schlußvertheilung beendet. — 3) der Kaufleute David Pincus und Julius Gräfner in Berlin wird nicht im abgek. sondern im ordentlichen Verfahren verhandelt. — 4) In dem Concurs des Tuchfabrikant Moritz Berger in Peitz bei Cottbus. Accordtermin 18. August. — — 6) In dem Concurse des Hotelbesitzers A. Forkhardt in Magdeburg ist der Kaufm. Herm. Schindelhauer zum defin. Verwalter bestellt und 2. Frist bis 15. September bewilligt. — 7) des Kaufm. Bernhard von Guérard in Halberstadt (Fa. Dellstein's Erbe aus Halle, Verb. v. Guérard) Accordtermin 9. August. — 8) der Handelsfirma Rudolphi & Henckmann und der Gesellschafter Kaufmann Carl Henckmann und Frau Rudolphi, Louise geb. Linz in Weißenfels Accordtermin 12. August in Naumburg.

— In der Woche vom 11. bis 17. Juli wurde keine einzige Goldmünze ausgeprägt; bis jetzt sind überhaupt geprägt worden an Goldmünzen 1,149,640,760 Mark, an Silbermünzen 113,742,903 Mark 40 Pf., an Nickelmünzen 12,590,480 M. 75 Pf., an Kupfermünzen 4,813,496 M. 26 Pf.

Berliner Börse vom 2. August.

Deutsche u. ausländische Fonds u. Staatspapiere.

Consol. Anleihe	105,75 bz	Amerik. 6% rückz. 1881	104,50 et bz B
Staats-Anleihe	98,50 bz	do. rückz. 1882	97,90 G
do 4%	— —	do. do. 1885	101,90 bz G
Staats-Schuldscheine	92,40 bz	do. Bonds 5% fund.	100,70 bz
Präm.-Anleihe 1855	145,00 bz G	Oest. Pap.-Rente	64,80 bz
Kur-u. Neumärk. Pfandb.	88,60 bz	do. Silber-Rente	67,40 bz
Sächs. Pfandbr. 4%	95,00 B	Französische Anleihe	— —
Sächs. Rentenbr. 4%	98,75 B	Italienische Rente	73,90 bz
Goth. Gr.-Präm.-Pfdbr.	109,70 bz	Rumänier 8%	106,10 bz
Deutsche Gr.-C.B. Pfdbr.	104,50 bz		

Bank- und Industrie-Actien.

Darmst. Bank	129,25 bz	Sächs. Bank	118,75 bz G
do. Zettelbank	97,75 G	Thür. Bank	79,75 bz G
Disconto-Comm.	156,50 bz	Weim. Bank	79,50 bz G
Geraer Bank	90,00 bz	Dessauer Gas	169,75 bz G
Gothaer Zettelbank	97,00 bz G	Köln.-u. Laurah.	92,50 bz G
Hallesche Credit-Anst.	84,50 G	Phönix Bergw.	87,25 bz G
Leipziger Credit-Anst.	134,00 G	do. Lit. B.	74,00 B
Magdeb. Privatbank	106,50 B	Dortmunder Union	13,50 bz G
Meininger Credit-Bank	81,00 bz B	Bochumer Gußstahl	68,25 bz G
Oest. Creditbk.	— —	Harzer Eisenbahnd.	— —
Preuß. Bank	159,25 bz	Hoerd. Hütten-B.	59,25 bz
Preuß. Bodencredit-Bank	101,50 bz G		

Eisenbahn-Prioritäts-Actien und Obligationen.

Bergisch-Märkische	101,00 bz	Mgd.-Hlbst. v. 1865. 4½%	96,75 G
Berlin-Anhaltische	— —	Magdeb.-Leipz.	— —
do.	— —	Niederschl.-Märk. I. S. 4%	98,00 B
Berlin-Hamburger	95,75 G	do. II. S. 4%	96,00 B
Berl.-Potsd.-Magdeb.	— —	Nordb.-Erfurt. I. E. 4%	— —
do. Lit. C. 4%	91,00 B	Ostpreuß. Südbahn 5%	103,00 B
do. Lit. D. 4½%	98,50 G	Rheinische 4%	— —
Cöln.-Mind. I. E. 4½%	101,00 G	Rhein-Nahe gar. 4½%	102,50 B ult.
do. II. E. 5%	105,25 bz	Thüringer I. S. 4%	94,00 G
do. III. E. 4%	— —	do. II. S. 4½%	101,10 G
Halle-Sor.-G. 5%	94,75 B	do. III. S. 4%	94,00 G
Märk.-Posener 5%	— —	do. IV. S. 4½%	101,10 bz ult.
Magdeb.-Halbst. 4½%	99,00 G	do. V. S. 4½%	100,50 B

Magdeburg, 2. August. **Weizen** 200—210 Mk. **Roggen** 170—186 M. **Gerste** 150—175 M. **Hafer** 165—190 Mark per 1000 Kilo. **Kartoffelspiritus.** Locomaare gefragt und zu notirten Preisen verkäuflich. Termine still. Loco ohne Faß 56,8 à 57 M. Juli und Juli — August 56,8 M., August — September 57 M., September 58 M., October 57,5 M., November 57,5 M. bez. pr. 10,000 pCt. mit Uebernahme der Gebinde à 4 M. pro 100 Lit. **Rübenspiritus** still. Loco 53,75 M. bezahlt.

Civilstandsregister der Stadt Halle.

Meldungen vom 31. Juli.

Eheschließungen: Der Eisenbahnarb. L. A. Heyne und E. T. C. Dreyer (gr. Wallstr. 33 und Advocatenweg 1). Der Maurer L. A. C. Wasmuth und Th. W. B. Schütz (Grafenweg 13 und Karlstr. 2). Der Handarb. J. C. W. Stab und Ch. M. Kayser (Herrenstraße 14). Der Restaurateur F. A. Moritz und A. Scheide (Harz 48). Der Kutscher Ch. Sinn und F. W. Sorger (Breitestraße 17 und Burgstr. 38, Gleichenstein).

Geboren: Dem Malergehilfen C. Tag ein S. (Hirteng. 4). Dem Maurerpolir C. Hunoldt eine T. (Unterberg 21). Dem Maschinenbauer E. Derouwaux eine T. (Steinbocksg. 5).

Gestorben: Des Maschinenbauer E. Derouwaux T., 1½ Stunde, Krämpfe (Steinbocksg. 5). Des Schuhmachermstr. F. L. Riedau T., Marie Wilhelmine Anna, 7 T., Krämpfe (Moritzzwinger 6). Des Corrector L. Bagemann T., Charlotte Johanne Sophie, 1 M. 10 T., Brechdurchfall (alter Markt 8). Des Wollund Weißwaarenhändlers G. Dannenberg S., Rudolph Moritz, 1 M. 20 T., Krämpfe (Geiststr. 57). Des Gastor und Lehrer J. Herrmann Ehefrau, Johanne geb. Neidholdt, 53 J. 4 M. 4 T., Peritonitis (Diaconissenhaus).

Meldungen vom 1. August.

Des Schneidermstr. und Putzhändler G. Nietsch Ehefrau, Friederike Caroline geb. Frick, 59 J. 6 M. 18 T., Leukämie (gr. Klausstr. 5).

Hallescher Verein für Volkswohl.

Die Volksbibliothek auf dem Rathhause ist für die Sommermonate Dienstags und Freitags von 7—8 Uhr Abends und Sonntags von 11 bis 12 Uhr Mittags geöffnet.

Halle. Druck und Verlag von Otto Hendel.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18750804025/fragment/page=0002